Liebigs Sorge um die „Ludoviciana“

Ein Briefwechsel mit Kanzler Justin von Linde

Von Eva-Marie Felschow

Um die Berufungspolitik und um das wissenschaftliche Niveau in den naturwissenschaftlichen Fächern seiner Universität, der damaligen „Ludoviciana“, sorgte er sich sehr: Justus Liebig, der in Gießen von 1824 bis 1852 forschte und lehrte. Mangelnde finanzielle und räumliche Ausstattung der Institute und manches mehr beklagte er in Zeiten knapper Staatsfinanzen. In über 200 Briefen an den damaligen Kanzler und landesherrlichen Bevollmächtigten der Universität, den Geheimen Regierungs- und Staatsrat Justin von Linde, in Darmstadt mischte sich der Gießener Gelehrte temperamentvoll und oft erfolgreich in die hessisch-darmstädtische Hochschulpolitik zu Zeiten des Vormärz ein und war damit auch ein Wegbereiter wichtiger Modernisierungsmaßnahmen an der „Ludoviciana“.*

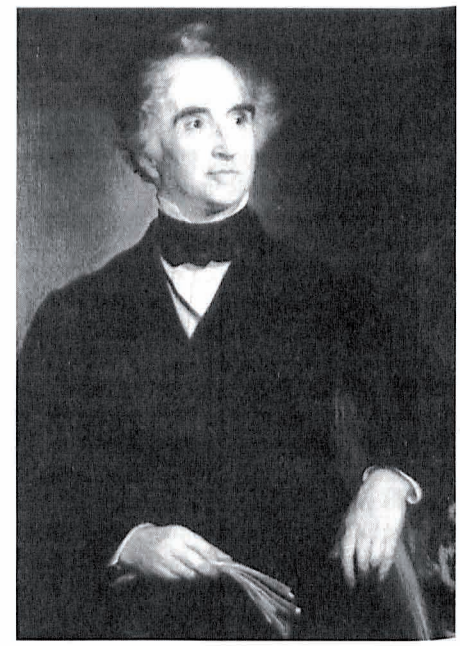

Abb. 1: Justus Liebig lehrte und forschte als Professor der Chemie von 1824 bis 1852 an der Universität Gießen. Auch in die Hochschulpolitik der damaligen Landesuniversität „Ludoviciana“ mischte er sich energisch ein und erreichte so eine Reihe von wichtigen Modernisierungsmaßnahmen. (Fotosammlung der Universitätsbibliothek Gießen)

„Es wäre traurig, wenn die Zukunft uns wie bisher nur Leute in die Facultäten bringen würde, die ihre Ansprüche nicht auf Talent, Fleiß, Vortrag und wissenschaftliches Interesse, sondern hauptsächlich nur auf ihr Alter, d. h. auf die Zeit stützen, wo sie Privatdozenten oder außerordentliche Professoren waren . . . Botanik, Physiologie, vergleichende Anatomie, Naturgeschichte, in welchen Händen befinden sich diese einflußreichen und anziehenden Zweige der Naturwissenschaft, was ist Gutes aus dem zwanzigjährigen Vortrag darüber hervorgegangen, auf allen Universitäten haben diese Fächer einen beyspiellosen Aufschwung genommen, die neuere Physiologie wird voraussichtlich die ganze wissenschaftliche Medizin umgestalten und bey uns wird der Blutumlauf geleugnet! Ich bitte Sie, Sich nur einen Augenblick in meine Stellung zu versetzen, die kranken Organe, den Krebs, der unser inneres Marck frißt, kennend, wie soll ich mich dabei verhalten. . . . Soll ich schweigen und den Dingen ihren Lauf lassen oder soll ich's Ihnen sagen, warlich ich bin in wahrer Verlegenheit. Thue ich das letztere, so sieht es aus, als ob ich danach strebe, in irgendeiner Weise Einfluß zu gewinnen. Aber was könnte mir vernünftigerweise an einem Einfluß in Darmstadt liegen, wenn ich nicht zufällig Professor in Gießen wäre . . .“

Derjenige, der sich hier so nachhaltig über die Berufungspraxis und den schlechten Zustand der Medizin und angrenzender naturwissenschaftlicher Fächer an der Universität Gießen beklagt, ist kein anderer als Justus Liebig (Abb. 1), der sich in seiner Stellung als Universitätsprofessor mit alltäglichen, durchaus auch heute noch aktuellen Problemen konfrontiert sah; genannt seien hier u. a. Berufungsangelegenheiten, Besoldungsfragen oder die mangelnde finanzielle Ausstattung der Institute. Entsprechend seinem energischen Temperament suchte Liebig – wie in wissenschaftlichen Fragen – auch in diesem Bereich engagiert Einfluß geltend zu machen. Hemmend wirkten sich dabei im Laufe seiner langjährigen Tätigkeit in Gießen (von 1824 bis 1852) die notorische Geldknappheit des Trägerstaats Hessen-Darmstadt und die Kollegen aus, die in ihrer Mehrzahl Veränderungen wenig aufgeschlossen gegenüberstanden. Während zur Person Liebigs und seinem wissenschaftlichen Wirken zahlreiche Veröffentlichungen vorliegen, blieb sein universitätspolitisches Engagement in der Forschung bislang eher unberücksichtigt. Aufschlußreiches Material zu diesem Aspekt enthält ein umfangreicher Briefwechsel, den Liebig in den Jahren von 1833 bis 1847 mit dem damaligen Gießener Universitätskanzler Justin von Linde führte und zu dem auch das eingangs zitierte Schreiben vom 1. Dezember 1839 gehört. Das Auffinden dieser interessanten Korrespondenz ist dem langjährigen „Liebig-Sammler“ und Ehrenmitglied der Gießener Liebig-Gesellschaft, Dr. Emil Heuser aus Leverkusen, zu verdanken. Nach Kontaktaufnahme mit der Universität Gießen entschlossen sich Dr. Heuser und ich zu einer gemeinsamen Edition der genannten Briefe, die insgesamt 265 Schreiben umfaßt, davon stammen 211 von der Hand Liebigs. Der bis jetzt nahezu unbekannte Schriftwechsel gibt einen sehr anschaulichen Einblick in das Funktionieren und in die Nöte einer kleinen Universität und verdeutlicht die Bemühungen eines Außenseiters, der gemäß den Anforderungen der Zeit modernisierende Maßnahmen erwirken wollte. Basierend auf diesem Briefmaterial sollen im folgenden Liebigs Aktivitäten auf dem Gebiet der Universitätspolitik an Hand einiger herausgegriffener Beispiele verdeutlicht werden. Zunächst sei jedoch ein kurzer Blick auf die Situation der Universität Gießen zu Beginn des 19. Jahrhunderts gestattet.

Die 1607 gegründete Ludoviciana war eine typische „Landesuniversität“, die in kleinen bescheidenen Verhältnissen noch weitgehend dem Lehrbetrieb alten Stils verhaftet war. Der Unterricht war vorrangig durch die kritiklose Weitergabe tradierten Wissens geprägt. Nach jahrhundertelang praktiziertem Konfessionszwang und strenger Zensur hatte sich eine innovative unabhängige Forschungstätigkeit kaum entwickeln können. Der Großteil der Lehrstühle befand sich in der Hand weniger einflußreicher Professorenfamilien, die eng mit dem territorialen Beamtentum verflochten waren und sich gegen Neuankömmlinge abzuschotten suchten. In Gießen wie an anderen kleinen Universitäten lehnten die Professoren in der Regel Neuerungen ab, begriffen diese nicht als Chance für eine mögliche fortschrittliche Weiterentwicklung, sondern eher als Angriff auf ihre privilegierte Stellung. Die von den Reformuniversitäten Halle (gegründet

* Der folgende Text wurde als Vortrag Ende letzten Jahres auf einem Symposium der Justus-Liebig-Universität und der Justus-Liebig-Gesellschaft zu Gießen zum Thema „150 Jahre Tierchemie“ gehalten. Er basiert auf dem im selben Jahr veröffentlichten Briefwechsel unter dem Titel „Universität und Ministerium im Vormärz. Justus Liebigs Briefwechsel mit Justin von Linde“ (bearbeitet von Eva-Marie Felschow und Emil Heuser, Gießen 1992).

1694) und Göttingen (gegründet 1734/37) ausgegangenen neuen zukunftsweisenden Impulse hatten im Laufe des 18. Jahrhunderts an Universitäten vom Zuschnitt Gießens nur zögernd und längst nicht in allen Bereichen aufgegriffen werden können. Weitere entscheidende Anstöße erhielt die Reformierung des deutschen Hochschulwesens durch die Gründung der Universität Berlin im Jahr 1810. Es war vor allem der in Berlin konsequent umgesetzte Gedanke von der Einheit der Forschung und Lehre, der aus einstiger enzyklopädischer Gelehrsamkeit empirische Forschungstätigkeit werden ließ. Das neue Wissenschaftsverständnis hatte ungeahnte weitreichende Konsequenzen, in erster Linie für die Professoren selbst. Die Forderung nach eigenständiger Forschung, die jetzt ein entscheidendes Kriterium bei der Besetzung von Lehrstühlen wurde, führte zur Etablierung neuer Leistungsnormen und Qualifikationsmerkmale, die von der sich herausbildenden Gemeinschaft der Forscher mitformuliert und kontrolliert wurden. Die Professorenrekrutierung erfolgte nunmehr zunehmend nach Leistung. Diese Entwicklung setzte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch, und um die Jahrhundertmitte war der neue Wissenschaftsbegriff allgemein anerkannt. Dies bedeutete jedoch nicht, daß er auch an allen deutschen Universitäten zu diesem Zeitpunkt bereits verwirklicht war; vielmehr reagierten die einzelnen Hochschulen je nach den Möglichkeiten und den vor Ort vorhandenen Gegebenheiten unterschiedlich schnell oder langsam auf die Berliner Neuerungen. Altes und Neues konnte lange Zeit mehr oder weniger konfliktreich nebeneinander bestehen. Für eine kleine Universität wie Gießen gestaltete sich das Reagieren auf die Herausforderungen der neuen Zeit besonders schwierig; fehlende finanzielle Mittel und überkommene Strukturen erschwerten Veränderungen bzw. stellten sich diesen wirksam entgegen. Der angesprochene Wandel in der Professorenrekrutierung vollzog sich an der Ludoviciana vergleichsweise spät, erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begannen alle Fakultäten, an der Spitze die Juristische, sich an den veränderten Berufungsprinzipien zu orientieren.

Mit der im Jahr 1824 erfolgten Berufung Liebigs nach Gießen, die nach Empfehlung Alexander von Humboldts durch den hessen-darmstädtischen Großherzog veranlaßt worden war, ereignete sich der Einbruch des Neuen an der Ludoviciana jäh und unerwartet, woraus sich ein vielfaches Spannungsverhältnis ergab. Liebig hatte während seines Studienaufenthalts in Paris (1822–1824) in den Arbeitsstätten der dortigen Chemiker die Notwendigkeit empirischer Forschung kennen- und schätzengelernt. Seine Vorstellungen, die sich am Primat der Forschung ausrichteten und die leistungsbezogene Berufung auswärtiger renommierter Fachvertreter zum Ziele hatten, stießen bei den meisten Gießener Professoren auf Unverständnis, mehr noch auf Ablehnung und Widerstand, galt es doch die eigenen Positionen zu wahren und Söhnen oder entfernteren Verwandten den Aufstieg ins Lehramt zu ermöglichen. Schwierig gestalteten sich für den „Eindringling" unter diesen Bedingungen die Beziehungen zu den Kollegen, oft mußten – gerade in Berufungsangelegenheiten – hartnäckige Konflikte ausgetragen werden. Unterstützung erhielt Liebig von der landesherrlichen Regierung und dem Kanzler der Universität, die in ihrem Bemühen, die Landesuniversität konkurrenzfähiger zu machen und die Studentenzahlen zu erhöhen, den Wünschen des eigenwilligen und so überaus erfolgreichen Chemieprofessors aufgeschlossener und unvoreingenommener begegneten. Das hessen-darmstädtische Ministerium erkannte früher als die betroffenen Professoren die Notwendigkeit, angesichts der entstehenden Wettbewerbssituation zwischen den Universitäten Maßnahmen zur Förderung der landeseigenen Hochschule ergreifen zu müssen.

Ansprechpartner Liebigs in Darmstadt war der schon genannte Geheime Regierungs- und Staatsrat Justin von Linde (1797–1870), der seit 1829 der für die Ludoviciana zuständige Referent des Ministeriums und von 1833 bis 1847 Kanzler und landesherrlicher Bevollmächtigter der Universität Gießen war. Linde hat wie kein zweiter die hessen-darmstädtische Kulturpolitik des Vormärz geprägt. In seiner Vermittlerposition zwischen den Interessen der Ludoviciana und der Regierung war er stets bemüht, den nicht gerade zum besten bestellten Gesamtzustand der Universität auf ein höheres Niveau zu heben; in diesem Punkt trafen sich seine Bemühungen mit denen Liebigs. Immer wieder wandte sich daher der in universitätspolitischen Fragen so engagierte Chemieprofessor mit seinen Plänen und Absichten an den einflußreichen Regierungsbeamten in der Hoffnung, daß er diesen für seine Ideen gewinnen könne. Liebig thematisierte in seinen Briefen an Linde eine Reihe von Anliegen, von denen hier nur die zwei wichtigsten kurz angesprochen werden können.

Vorrangig ging es Liebig um die Realisierung von Berufungsplänen. Dahinter stand die Erkenntnis, daß das wissenschaftliche Niveau einer Universität maßgeblich von der Berufungspolitik abhängt und daß es vor allem in diesem Bereich darauf ankam, den Einfluß der alten Universitätsfamilien, denen es um die Erhaltung der eigenen Positionen und nicht um den Gewinn fachlicher Autoritäten ging, zurückzudrängen. Als Chemiker interessierten ihn besonders die Berufungen in den benachbarten naturwissenschaftlichen Fächern und in der Medizin. So verwendete er sich u. a. 1838 erfolgreich bei Linde für die Besetzung des vakanten physikalischen Lehrstuhls mit seinem Schüler Heinrich Buff und im Jahr 1846 konnte er die Berufung Karl Vogts zum außerordentlichen Professor der Zoologie erreichen. Besonders am Herzen lagen Liebig die Personalverhältnisse in der Medizinischen Fakultät, deren Mitglieder in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts noch ganz in den Regeln der alten Familienuniversität befangen waren: Es handelte sich bei ihnen entweder um Abkömmlinge eingesessener Universitätsfamili-

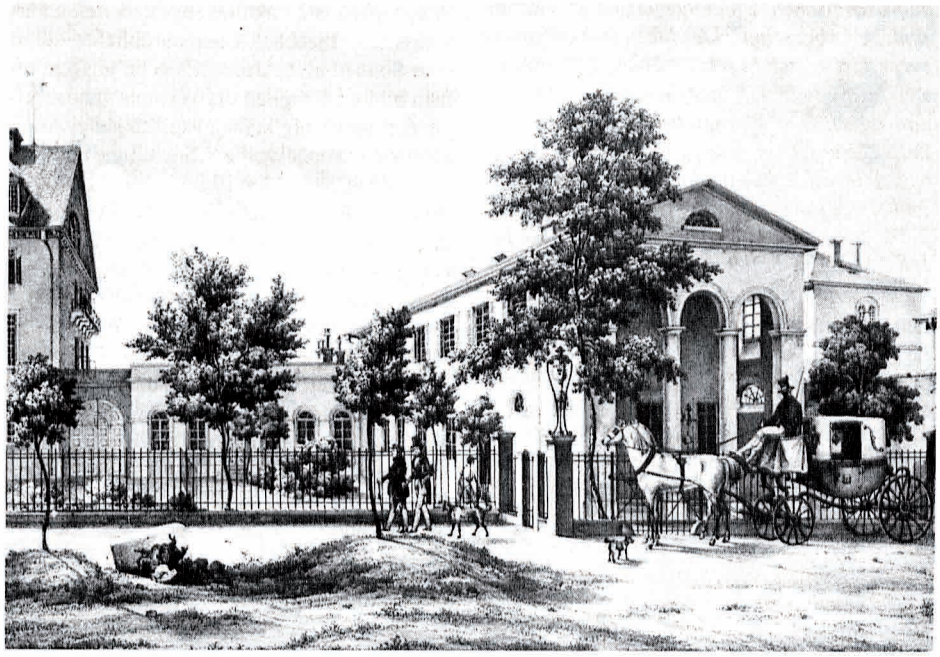

Abb. 2: In einer ehemaligen Kaserne in der heutigen Liebigstraße wurden die Universitätsbibliothek und die ersten klinischen Einrichtungen untergebracht. Im westlichen Wachhaus (rechts), das noch heute als Liebig-Museum besteht, wurde 1825 das Chemische Laboratorium eingerichtet.

en oder um angepaßte „Auswärtige". Die von ihnen vertretene Lehrmethode stand in der Tradition der Schellingschen Naturphilosophie sowie romantischer Naturforscher wie Oken, gegen die Liebig als Anhänger moderner empirischer Forschungstätigkeit bereits seit seiner Studienzeit den größten Abscheu hegte. Das naturphilosophische Element verkörperte sich für ihn vor allem in der Person Johann Bernhard Wilbrands, dessen Lehrgebiet im Sinne enzyklopädischer Gelehrsamkeit Anatomie, Physiologie und Naturgeschichte umfaßte, und dessen Sohn Franz Joseph Julius. Letzterer konnte durch den Einfluß seines Vaters noch 1843 – ohne den Nachweis erbrachter wissenschaftlicher Leistungen – ein medizinisches Ordinariat in Gießen erlangen.

Liebig waren diese Zustände ein Dorn im Auge, und immer wieder ließ er sich in seinen Briefen an Linde zu spitzen polemischen Äußerungen hinreißen. So etwa in seinem Schreiben vom 5. Februar 1842: *„Im Begriff ein kleines Werk über Physiologie zu bearbeiten, was, wie ich glaube, dieser Wissenschaft eine neue Gestalt geben dürfte, bin ich an unserer Universität durch eine Menge von Schwierigkeiten aufgehalten; das größte Hinderniß für mich liegt darinn, daß wir keinen Physiologen haben und keinen vergleichenden Anatomen, welche mit der Wissenschaft au Niveau sich befinden. Es ist dieß für mich noch nicht so schlimm wie für die Mediziner, und während alle andern Facultäten sich heben und voranschreiten, ist es ein Jammer zu sehen, wie sehr die medizinische an Achtung immer mehr verliert. Der alte Bernhard* [= Johann Bernhard Wilbrand] *gesteht offen, daß er seit 1815 kein Buch durchstudirt hat, daß ihm alle microscopischen Untersuchungen unbekannt sind, in abgeschmackte Ideen verknöchert, perpetuirt er sich in seinem Sohne . . ."* und an anderer Stelle: *„Ich bitte ins Auge zu fassen, daß Balser und Werner bis jetzt noch keine Zeile geschrieben haben, daß Wilbrand und Nebel Invaliden sind, daß Plagge der Spott und Hohn seiner Zuhörer ist und daß wir außer Ritgen Niemanden haben, der über Klein-Linden hinaus bekannt ist."* Die hier genannten Personen waren alle Ordinarien der Medizinischen Fakultät.

Besonders erbost war Liebig, wenn einflußreiche verwandtschaftliche Beziehungen statt Leistung das ausschlaggebende Kriterium bei Berufungen waren. Als er die Nachricht von der Ernennung des jungen Wilbrand zum Ordinarius erhalten hatte, geißelte er die in der Medizinischen Fakultät herrschenden Verhältnisse, die seiner Ansicht nach maßgeblich von einer Familienclique bestimmt wurden, aufs schärfste: *„In einer und derselben Fakultät finden sich drei Glieder einer Familie, Vater, Sohn und Onkel, alle drei geistige Nullen, lahme Räder an der Maschiene, aber zusammenhaltend, eifrig und beharrlich in ihrem Interesse, es nie aus den Augen verlierend, keine Mühe und kein Mittel scheuend in der Erreichung ihrer Privatzwecke, alle wichtigen Fragen in der Fakultät durch ihre Masse entscheidend!"*

Liebigs drastische Schilderungen, die nicht frei von offenen Anfeindungen gegen seine Kollegen waren, fanden bei Linde Gehör, und auf Empfehlung Liebigs bekam der angesehene Mediziner Theodor Ludwig Wilhelm Bischoff im Herbst 1843 den Lehrstuhl für Physiologie übertragen, ein Jahr später – nach dem Verzicht Johann Bernhard Wilbrands – erhielt er auch die Anatomie hinzu. Bischoff, Schüler von Johannes Müller in Berlin, war der erste Vertreter der experimentell-naturwissenschaftlichen Medizin in Gießen. Seine Lehrfächer Physiologie und Anatomie gehörten zusammen mit der Pathologie zu denjenigen Spezialgebieten, die die Medizin bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts auf einen neuen wissenschaftlichen Stand brachten.

Wenn auch längst nicht alle Bemühungen Liebigs in Berufungsangelegenheiten zum Erfolg führten, so gelang es ihm dennoch aufgrund seiner herausragenden wissenschaftlichen Leistungen und seines langen Aufenthalts an der Ludoviciana, trotz vielfältiger Widerstände auf die Besetzung einer Reihe von Lehrstühlen entscheidend einzuwirken. Seine Einflußnahme hatte die frühe Verwissenschaftlichung in der Physik, der Botanik und in der Zoologie sowie – in der Medizinischen Fakultät – in der Anatomie und Physiologie zur Folge. Außerdem kam es zu einem Ausbau innerhalb des engeren Fachs Chemie, schon 1841 bzw. 1843 wurden auf Anregung Liebigs Extraordinariate für technologische Chemie und physikalische Chemie eingerichtet. Die in der Philosophischen Fakultät angesiedelten naturwissenschaftlichen Fächer durchliefen somit eine Sonderentwicklung. Hiervon ausgenommen blieben lediglich die Wissenschaftszweige, auf die Liebig keinen Einfluß geltend machen konnte oder wollte: Mineralogie und Mathematik. Die während Liebigs Wirkungszeit für einige naturwissenschaftliche Fachgebiete und für Teile der Medizin realisierte leistungsbezogene Berufung wurde nach dessen Weggang nach München zunächst nicht fortgesetzt. Erst mit dem generellen Wandel zur disziplinbezogenen Auslese am Ende des 19. Jahrhunderts konnten sich die neuen Berufungsprinzipien an der Ludoviciana durchsetzen. Dies zeigt deutlich, wie eng die frühen zukunftsweisenden Veränderungen in den Naturwissenschaften mit der Person Liebigs verbunden sind.

Als zweites der von Liebig in seinem Schriftwechsel mit Linde behandelten Anliegen soll hier noch der schlechte Zustand vieler Universitätsinstitute sowie deren notwendiger Ausbau und bessere Einrichtung erwähnt werden. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war die bauliche Substanz der Ludoviciana außerordentlich unbefriedigend. Die meisten Laboratorien und Kabinette waren veraltet und entsprachen in keiner Weise den modernen Anforderungen; dies galt im besonderen für die notdürftig am Brandplatz untergebrachte Anatomie und deren katastrophale hygienische Verhältnisse. Da Neubauten wegen mangelnder finanzieller Mittel zunächst nicht durchführbar waren, sah sich die Universität gezwungen, jede sich bietende Möglichkeit zur Verbesserung der Situation zu ergreifen. Eine erste Abhilfe wurde durch die Übernahme der von 1817 bis 1819 erbauten Kaserne (Abb. 2) in der heutigen Liebigstraße geschaffen, in der in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts neben der Universitätsbibliothek die ersten klinischen Einrichtungen (Medizinische Klinik, Chirurgie und Augenheilkunde) ihre Unterkunft fanden. In beiden Bereichen war man in Gießen bislang extrem rückständig gewesen. Im westlichen Wachhaus der Kaserne wurde außerdem 1825 das Chemische Laboratorium eingerichtet, daß – wenn auch in sehr bescheidener Ausführung – das erste moderne naturwissenschaftliche Institut der Ludoviciana darstellte. Liebig, der seit Beginn seiner Gießener Tätigkeit hier seine Wirkungsstätte hatte, war in den ersten Jahren durch die dort herrschende Enge und die für seine Ansprüche dürftige Einrichtung in seiner Arbeit sehr behindert. Sein großer Lehrerfolg und die damit einhergehende wachsende Zahl der Chemiestudenten machten schon bald Erweiterungsbauten notwendig (1835 und 1839). Die Genehmigung, Finanzierung und Durchführung dieser Erweiterungen war verständlicherweise der wichtigste Punkt, den der Chemieprofessor in seinen Briefen an Linde im Zusammenhang mit Institutsfragen zur Sprache brachte. Als sich Liebig im Herbst 1838 mit dem Plan für eine zweite Erweiterung beschäftigte, beschrieb er Linde den damaligen Zustand des Chemischen Laboratoriums, um die Notwendigkeit eines erneuten Anbaus zu begründen. Seine knappe sachliche Schilderung verdeutlicht sehr eindrucksvoll die beengten Räumlichkeiten und die schon fast unzumutbaren Arbeitsbedingungen: *„Sie erinnern sich vielleicht noch des Raums, den man das hiesige Laboratorium nennt, es ist ein dunkler, mit Geräthschaften und Oefen überfüllter, des beständigen Zuges wegen sehr ungesunder Ort, in welchem im Allerhöchsten Falle zehn Personen arbeiten können. Dieses Lokal ist für gewisse Zwecke namentlich für alle Arbeiten mit Kohlenfeuer zur Darstellung von Präparaten, auch für die Zukunft hin, noch passend, allein keiner von denen, die sich mit wissenschaftlichen Untersuchungen, mit Analysen und Arbeiten, wo es auf Reinlichkeit und Genauigkeit vorzugsweise ankommt, beschäftigen, kann diesem Raume zugetheilt werden. Es blieb mir, um diese Personen unterzubringen, nichts andres als das Auditorium übrig, was ich während des Wintersemesters auf meine Kosten zu einem Arbeitsraum zurichten ließ. Dieses Lokal ist aber für diesen Zweck von Anfang an nicht*

bestimmt gewesen, es eignet sich nur für gewisse Arbeiten, indem es nicht feuerfest ist und keine Abzüge für die gebrauchten Flüssigkeiten angebracht werden können. Die bey Analysen vorkommenden Verbrennungen und Destillationen müssen auf den Gängen des Haußes vorgenommen werden, wodurch das Haus mit schädlichen Dünsten angefüllt wird und ich in beständiger Angst wegen Feuergefahr erhalten werde. Das Schlimmste dabey ist, daß ich im Wintersemester kein Lokal besitze, wo ich meine Vorlesungen halten kann . . ." und weiter unten: „*Ich wünschte Sie hätten einmal Gelegenheit, die chem*[ischen] *Laboratorien in Cassel, Carlsruhe oder Stuttgart zu sehen, ich will nicht die von Marburg, Bonn oder Strasburg erwähnen, Sie würden sich überzeugen, daß ich mich schämen muß, wenn ein Fremder das hiesige sieht, das der Realschule in Darmstadt ist zweckmäßiger und gesünder wie das der Landes-Universität . . .*" Diese und ähnliche Vorhaltungen verfehlten ihren Zweck nicht; Linde setzte sich bei der Regierung und den beiden Kammern der Landstände, denen seit der Einführung einer landständischen Verfassung in Hessen-Darmstadt (1820) die Entscheidungsbefugnis über den Staatszuschuß für die Landesuniversität zukam, für die Genehmigung der Laboratoriumserweiterung ein, und schließlich wurden hierfür 12 000 Gulden bewilligt (Abb. 3).

Die folgenden Briefe Liebigs in dieser Angelegenheit zeigen, wie quälend sich Geldnot und mangelndes Verständnis für eine auf eine Mindestausstattung angewiesene empirische Forschungstätigkeit bei der Realisierung des Anbaus auswirkten, u. a. mußte der Chemieprofessor mehrere Vorstöße unternehmen, um während der Umbauarbeiten 1839 die notwendig gewordene Schleifung einer Pumpe und die Anlage einer Regenwasserzisterne durchzusetzen, insgesamt handelte es sich dabei um Kosten in Höhe von 580 Gulden. Trotz der knappen Staatsfinanzen und der sich hieraus ergebenden vielfachen Hemmnisse erreichte Liebig dank seiner angesehenen Stellung und seiner inzwischen gewonnenen Bedeutung für die Universität die Fertigstellung der beiden gewünschten Erweiterungen des Chemischen Laboratoriums vergleichsweise rasch. Andere Bauvorhaben wurden demgegenüber nur zögernd in Angriff genommen oder in äußerst bescheidenem Maße realisiert. Dies gilt etwa für die neue Anatomie, die nach ersten Planungen Ende der 1830er Jahre erst 1849 bezogen werden konnte, oder für den schmucklosen Neubau des Kollegiengebäudes, der an der Stelle des abgerissenen alten nach 1838 am Brandplatz errichtet wurde. Mit diesen Neubauten konnten lediglich die schlimmsten Notstände beseitigt werden; bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts änderte sich trotz der Bemühungen Liebigs und dem prinzipiellen Entgegenkommen Lindes an der unzureichenden Ausstattung der Universität und ihrer Institute nichts Grundlegendes.

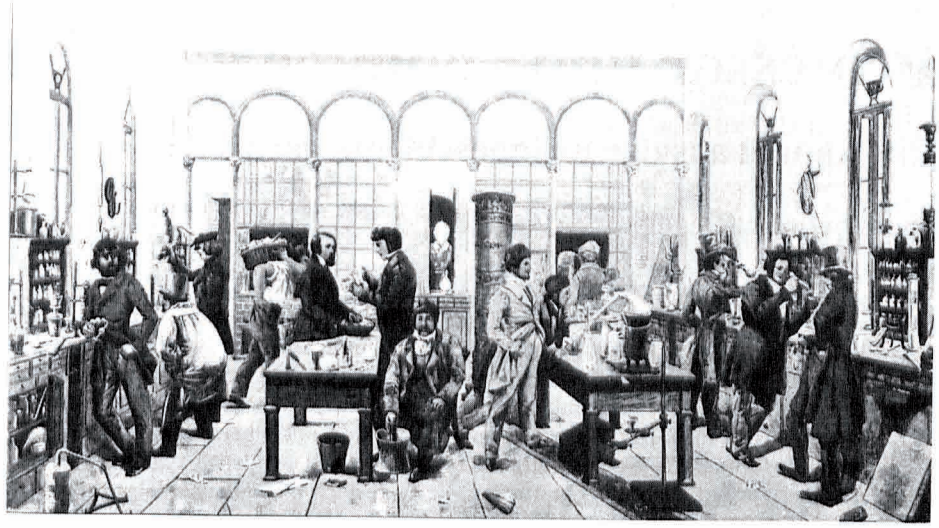

Abb. 3: Innenansicht des chemischen Laboratoriums nach der Zeichnung von Trautschold und v. Ritgen, um 1840 (Fotosammlung der Universitätsbibliothek Gießen).

Resümee: Betrachtet man den Schriftwechsel Liebigs mit Linde in seiner Gesamtheit und setzt die dort vorgebrachten Anliegen in Relation zu den verwirklichten Modernisierungen, so wird deutlich, daß der an der Universität als Außenseiter fungierende Chemieprofessor die Realisierung seiner universitätspolitischen Absichten durch seine Kontakte zum Kanzler in einem erstaunlich hohen Grade erreichen konnte; dies ist angesichts der knappen Staatsfinanzen um so bemerkenswerter. Linde legte offenbar auf das Urteil des auch im Ausland geschätzten Wissenschaftlers großen Wert. Obwohl nur relativ wenige Briefe Lindes an Liebig ermittelt werden konnten (insgesamt 14 Schreiben), zeichnet sich bei der Lektüre des Schriftwechsels ab, daß zwischen beiden zumindest in Teilbereichen eine Zusammenarbeit in universitätspolitischen Fragen bestanden hat. Waren dem Handlungsspielraum des Universitätskanzlers zwar durch die schlechte Finanzlage des hessen-darmstädtischen Staates häufig enge Grenzen gezogen, so konnte er durch sein stetes Engagement doch eine Reihe fördernder Maßnahmen für die Universität umsetzen. Nicht zuletzt durch seine Beziehungen zu dem an universitätspolitischen Angelegenheiten so interessierten Chemieprofessor gelang es Linde, die heruntergekommene Ludoviciana und ihre Institute durch Modernisierungen allmählich in einen besseren Stand zu setzen.

Wie sehr Liebig auf das Wirken und den Einfluß des Universitätskanzlers vertraute, zeigt sich u. a. daran, daß er, solange Linde im Amt verblieb, jeden Ruf nach auswärts ablehnte. Erst nach dem Ausscheiden des befreundeten Regierungsbeamten aus dem hessen-darmstädtischen Staatsdienst im Jahr 1847 entschloß sich der Chemiker, seinen Gießener Wirkungskreis aufzugeben und folgte 1852 einer Berufung an die Universität München. Wenn auch die unter Linde vorgenommenen Neuerungen im Universitätsbereich mangels eines übergreifenden Reformkonzepts punktuell blieben und die hoffnungsvollen Anfänge nach Lindes und Liebigs Weggang nicht konsequent fortgesetzt wurden, so waren doch bis zur Jahrhundertmitte die ersten Schritte auf dem langen Weg zur modernen Universität erfolgt. Liebig hatte – dies veranschaulichen seine über 200 Briefe an Linde – an dieser fortschrittlichen Entwicklung entscheidenden Anteil, er war nicht nur ein anerkannter Wissenschaftler, sondern zugleich Wegbereiter wichtiger Modernisierungsmaßnahmen auf universitätspolitischem Gebiet; ein guter Grund mehr, daß die Universität Gießen heute seinen Namen trägt.

Zur Autorin:

Dr. Eva-Marie Felschow, *Jahrgang 1955, studierte Geschichte und Germanistik an der Universität Gießen und promovierte 1984 am Fachbereich Geschichtswissenschaften mit einer Arbeit zur spätmittelalterlichen Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Stadt Wetzlar. Von 1984 bis 1986 absolvierte sie die Ausbildung für den höheren Archivdienst am Hessischen Staatsarchiv Darmstadt, an der Archivschule Marburg und am Bundesarchiv in Koblenz. Seit November 1986 leitet sie das Universitätsarchiv Gießen. Sie ist Mitglied der Hessischen Historischen Kommission Darmstadt und gehört der Fachgruppe 8 (Archivare an Hochschularchiven und Archiven wissenschaftlicher Institutionen) des Vereins deutscher Archivare an.*